

Thomas Schleper

**Geschichte der Arbeit im Museum**

Zu einer Tagung im Rahmen der »Österreichischen Woche« im Rahmen der Ruhrfestspiele Recklinghausen 1987 vom 11.–14. Mai

Erstmals fand eine Veranstaltung des »Forschungsinstituts für Arbeiterbildung« des DGB im Rahmen der Ruhrfestspiele statt, die sich einer Thematik annahm, welche für »Museumsleute« und Gewerkschaftler gleichermaßen überfällig war. Drei Tage wurde mit ca. 50 hauptamtlichen, zeitbefristeten und volontierenden Ausstellungsmachern, mit -kritikern und Funktionären nach der *Bedeutung der neuen sozialgeschichtlichen Museen* gefragt, ihr *bildungs- und gesellschaftspolitischer Stellenwert* diskutiert, über *didaktische Anforderungen und Möglichkeiten* gestritten. Die Tagung bot so einerseits einen Austausch von Erfahrungen während des Aufbaus und der ersten Realisierungsstufen der neuen Museen zur Industriegeschichte. Andererseits ging es um eine Verständigung über Bedingungen und Perspektiven einer besseren *Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften und Museen*, wozu aus dem Forschungsinstitut ein Thesenpapier vorlag.

Zunächst aber wurden die vergleichbaren und doch in Schwerpunktsetzung und Zielvorgaben keineswegs identischen Konzeptionen des ersten österreichischen Arbeitswelt-Museums in Steyr, des Hamburger Museums der Arbeit, des Mannheimer Museums für Technik und Arbeit, des Museums für Verkehr und Technik in Berlin, des Centrums Industriekultur Nürnberg und der rheinisch-westfälischen Industriemuseen vorgestellt. Ihnen gemeinsam ist eine Zweifrontenstellung in der gegenwärtigen Museumslandschaft. Neben dem Gegensatz zu den »elitären« Kunstmuseen wurde vor allem die Alternative zu den überkommenen Technikmuseen hervorgehoben. In den ehemaligen, nun zumeist als Museen ungenutzten Fabrikbauten soll nämlich die *menschliche Dimension zwischen Antriebsenergie und Maschinenleistung, zwischen Produktenkalkulation und Warenproduktion* stärker als bislang in der Darstellung von Industriegeschichte zum Zuge kommen. Durch ein Verständnis der

Technik als im Rahmen erfolgreichen Managements realisierte Naturwissenschaft blieb dieser Aspekt der Industriegeschichte bislang unberelichtet.

Die Gewerkschaften sind insofern gefordert, als die sozialhistorisch ausgerichteten Museen just in einer *Umbruchzeit* entstehen, in der eine neue Welle des technisch-ökonomischen Fortschritts Rationalisierungsleistung, arbeitsplatzsparende »Effektivität« beweist, mit Konsequenzen für das klassische Selbstverständnis gewerkschaftlicher Arbeit. Es reicht nicht mehr aus, sich nur um die Verbesserung der betrieblichen Arbeits- und Lebensbedingungen zu kümmern. *Gewerkschaftliche Arbeit* hat sich stärker denn je auf die gesellschaftliche Reproduktionssphäre zu richten, in der Einstellungen und Motivationen geformt und auch der Sinn von »Produktivität« zur Debatte gestellt werden kann. Die neuen Museen, die die Geschichte der Arbeit thematisieren, böten also ein Terrain für gesellschaftliches Engagement an, das nicht bei tarifpolitischen Auseinandersetzungen stehen bleiben möchte. Entlang einiger Stichworte möchte ich Stationen der Recklinghauser Diskussion skizzieren.

**Erweiterter Arbeitsbegriff**

In Frage stand der zahlreiche neue Museen titulierende Begriff der Arbeit. Der keineswegs an sich schon abzulehnende Trend der Technologieentwicklung, die eherne Notwendigkeit menschlichen Arbeitseinsatzes im Produktionsprozeß schrittweise außer Kraft zu setzen, fordert ein Überdenken der Inhalte und Zielsetzungen von »Arbeit« auch jenseits betrieblicher Produktivität. In diesem Rahmen kann u.a. auch der *Frauenalltag* mit unbezahlter Hausarbeit zum Thema werden, wie dies beim Hamburger Museum schon der Fall ist.

**Komplexität**

Der Nürnberger Schul- und Kulturdezernent Hermann Glaser versteht in seinem Vortrag den die Inhalte der neuen Ausstellungskonzepte umfassend benennenden Terminus »Industriekultur« als *Programm einer Art Universalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Dabei werden insbesondere die »Leute« nicht übergangen, die – einem Gedicht Enzensbergers zufolge – ausgerechnet dann, wenn doch Revolution anstünde, müde werden, ins Wirtshaus wollen oder Masern kriegen. Die Ausein-

andersetzung mit Industriekultur führt somit zu einem realistischeren Geschichtsbild, dessen Menschlichkeit u. a. auf Verabschiedung rigoroser Utopien der Weltverbesserung in Rücksicht auf die Komplexität historischer Prozesse und Abläufe gründet.

### Identität

Als Orte kritischer Orientierungshilfe und kommunikativer Identitätsbildung können die Industriemuseen nur fungieren, wenn sie auch von den überholten Konzepten des 19. Jahrhunderts, gesellschaftliche Konsensbildung zu fördern, Abschied nehmen. Hans Mommsen von der Ruhruniversität Bochum, der sich jüngst auch in der sogenannten Historikerdebatte zu Wort gemeldet hat, führte in diesem Zusammenhang die hilflosen Pläne der Bundesregierung, nationale Gedenkstätten in Bonn und Berlin zu errichten, als Negativbeispiele an. Er empfahl, davon ganz unbeeindruckt das Ziel zu verfolgen, »Erinnerungsarbeit« und »Stolzarbeit« (Heinemann) orientiert an realen Problemlagen der Gegenwart zu leisten. Den Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen herauszustellen und museal zu präsentieren unterstützt z. B. die gegenwärtigen Bemühungen, Sozialabbau zu verhindern.

### Emanzipation

Die Ambivalenz des Begriffs Identität kann nur in emanzipatorischer Zukunftsorientierung progressiv aufgehoben werden. In einer Zeit, in der die Sehnsucht nach kleinen überschaubaren Lebensbereichen bei gleichzeitig unbegrenzten und unbegrenzten Durchgriff gesellschaftsloser Makrostrukturen grassiert, u. a. der Begriff »Heimat« in neuen Klangfarben erscheint, darf die Präsentation von Alltagsgeschichte nicht *die großen Zusammenhänge und bewegenden Kräfte* aus den Augen verlieren. »Geschichte von unten« verrät ihren emanzipatorischen Elan, wenn sie sich auflöst in nur ästhetisch und nostalgisch goutierbare Histörchen und Bildchen.

### Brechungen

Dieses vielleicht am häufigsten gebrauchte Wort in der Diskussion löst nicht, sondern benennt nur die Schwierigkeiten der Museumspraxis, einerseits Antworten zu gegenwärtig brennenden Fragen zu präsentieren, um eine Ausstellung *rezipierbar* zu machen. Andererseits aber soll noch Raum für die *Diskussion* des Museumsbesuchers gelassen werden, der

sich nicht gern überfahren läßt. Helene Maimann (Archiv der Geschichte Österreichischer Arbeiterbewegung) lief fast offene Türen ein, als sie die Vorstellung, ein Museum könne historische Authentizität realisieren, problematisierte. Mit entstellten Fotos und mit Collagen experimentiert, mit Inszenierungen geprobt wird, verwandeln sich Museumspraktiker gelegentlich in *Environment-Künstler*. Nur mit Hilfe Brechtscher Verfremdungstechniken kann die Politisierung des Museums gelingen, d. h. die museale Distanz zur Realität, vor deren Prozessualität und Dynamik die Exponate gerettet werden wollen, als *Chance aktiver Rückwirkung* zu nutzen.

### Teilhabe

Aufklärungsarbeit mit Lernerfolgen kann auch im musealen Rahmen nicht ohne die aktive Mitarbeit der Besucher gelingen. »*Praxisexperten*« nennen die Hamburger ihre älteren zu meist ehrenamtlichen Mitarbeiter, die ihre Arbeits- und Lebenserfahrung in Konzeption und Ausführung von Ausstellungen einbringen. Der Begriff eines »*Lebendigen Museums*« rechtfertigt sich so als kritische Parole gegen den kommerzialisierten Unterhaltungsbetrieb der technisch hochgerüsteten Medienlandschaft, die Konsumenten- und Produzentenkultur immer weiter voneinander entfernt. Mit der auch konzeptuellen Teilhabe von Betroffenen leistet das Hamburger Museum einen wichtigen Beitrag zur Humanisierung der Reproduktions-sphäre.

Ich bin auf die gegenseitig erhobenen Vorwürfe, die Zusammenarbeit von Museum und Gewerkschaft zu erschweren, nicht eingegangen. Als wichtigstes Ergebnis der Tagung ist festzuhalten, daß sich eine Arbeitsgruppe gebildet hat, um die angefangene Debatte fortzuführen und konkrete Vorschläge für eine engere Kooperation in der Praxis zu erarbeiten. Bleibt noch anzumerken, daß das Ziel, »*Gegenwartsfähigkeit*« (Sens) zu üben und zu stärken, Gültigkeit für alle Museen hat. Stärker als in Recklinghausen müßte auf die Generalanforderung musealer Praxis hingewiesen werden, *alternative Wahrnehmungsweisen gegen den Medienimperialismus* zu erproben und zu trainieren.

Manche Teilnehmer kritisieren konzeptuelle Kreiselbewegungen: an neuen Ideen kam wenig auf den Tisch. Die Zeit scheint insge-

samt nicht günstig für große, mitreißende Würfe, anfeuernde Visionen. Gute, mittlerweile *alte, aber nicht veraltete Konzepte*, wie sie z.B. im Rahmen der Museumsreformdiskussion um das Historische Museum in Frankfurt entwickelt wurden, gibt es beinahe wie Sand am Meer; schwierig aber und selten ist die gelungene Durchsetzung. Neben den gekürzten Kulturetats, die laufende und zukünftige Projekte gefährden, tangiert auch die wachsende Akademikerarbeitslosigkeit die Museumsarbeit. Der Konkurrenzkampf der um die wenigen Plätze wetteifernden Kandidaten muß für den Ausstellungsbetrieb nicht immer belebend zu Buche schlagen. So tauchte u. a. die resignative Frage auf, ob denn die neuen Industriemuseen, gewissermaßen von der Arbeitslosigkeit der Kumpels profitierend, vielleicht nur noch einen zweifelhaften beschäftigungspolitischen, dabei an Kollaboration mit den zu kritisierenden Zuständen grenzenden Sinn gäben für die Schwemme der Absolventen sozialhistorischer Disziplinen.

Den gewiß nicht rosigen Aussichten kann freilich nur solidarisch begegnet werden. Museumsarbeit muß mit politischer Arbeit außerhalb des Museums verbunden werden. Dies ist Ansatzpunkt für eine Zusammenarbeit von Museum und Gewerkschaft, wie er sich aus der Interessenslage der nur für begrenzte Zeit angeheuerten akademischen Arbeitskräfte ergibt, auf die der Museumsbetrieb heute kaum mehr verzichten kann.